

Der Einbrecher.

Stimme von Wilhelm Scharrerlmann.

Das Gaunerstückchen, von dem Sie soeben erzählten, erinnert mich an eine Diebstahls-Geschichte, die ich vor einigen Jahren auf meinem Landgute erlebte.

Ich hatte an einem Abend noch einige Zeit am offenen Fenster gesessen, dem Rauschen des Regens in den Kronen der Bäume gelauscht, war melancholisch geworden.

Mein erster Gedanke war: Es sind Einbrecher im Hause! Aber schon im nächsten Augenblicke schüttelte ich über mich selbst den Kopf.

Als ich aber wieder das Geräusch hörte, hielt es mich nicht länger mehr im Bette.

Mein Plan war, zunächst meinen Diener zu wecken. Man konnte immer nicht wissen. Zur größeren Sicherheit aber schloß ich vorher noch einmal um und griff nach meinem Gewehr.

Hermann! rief ich leise, stehen Sie auf! Ich glaube, es sind Einbrecher im Hause!

Aber Hermann rührte sich nicht. Er schlief wie ein Eichbaum.

Ich schlich also näher an sein Bett, um ihn aus dem Schlafe zu rütteln — aber das Bett war leer!

Ich war ärgerlich, wütend. Ausgestrichelt in dem Augenblicke, in dem man einen solchen Wurschen nötig hätte, war er nicht da!

Blötzlich vernahm ich wieder ein leises Geräusch. Es schien aus dem Schlafzimmer zu kommen, und ich gewahrte nun auch einen feinen Lichtschimmer durch das Schlüßelloch der Speisekammerthür auf den Flur dringen.

Sollte Hermann vielleicht auf dem Flur ausgegangen sein? durchsuchte es mich, und ich spähte vorsichtig durch das Schlüßelloch in das Zimmer.

Nein, das war Hermann nicht, den ich da drinnen bemerkte! Das war ohne Frage ein Einbrecher!

Ein achtzehn- bis neunzehnjähriger Bursche schien es zu sein.

Aber wie sah der Bursche aus! Zerstrickene Beinkleider und Schuhe, eine abgetragene, schäbige und schmutzige Jacke und ein Hut, der sich an die besseren Tage seines Daseins gewiß nur noch mit Mühe erinnerte!

Als er sich aufrichtete, sah ich in sein Gesicht, das gar nicht so unheimlich war, wie ich mir gegessen mußte.

Da das Zimmer zu ebener Erde lag, war er gewiß, nachdem er eine der Scheiben zertrümmert hatte, durch ein Fenster eingestiegen, hatte wahrscheinlich die Thür von innen zu seiner größeren Sicherheit verschlossen und war bereit, auf jedes ihm verdächtige Geräusch hin durch einen Sprung aus dem Fenster das Haus wieder zu verlassen.

Ich schlich also in meine Kammer zurück, flog hier aus dem Fenster, umgibt leise das Haus und fand richtig eines der Fenster im Schlafzimmer, wie ich vermuthet hatte, offen.

Ich lehnte meinen Doppelkoffer mit einiger Beschränkung Burschen zu thun zu lassen, an die Wand, kletterte auf die Fensterbank und trat dann mit einem gemächlichen „Guten Abend!“ ins Zimmer.

Der Bursche erbeut, als hätte ihm ein Geistesblitz bestrahlt! Ich sah, wie er erbleichte und sich auf die Lippen biß.

„Guten Abend!“ wiederholte ich. Er sah mich an, ohne ein Wort zu erwidern.

„Bitte!“ fuhr ich fort, „geriren Sie sich nicht! Haben Sie schon etwas gefunden, was die Mühe lohnt? Vergessen Sie, bitte, die silbernen Leuchter nicht, und in diesem Auszuge hier finden Sie ein paar Dubend Pfeffer und Gabeln. Aber ich weiß nicht, ob es sich lohnen wird. Die Griffe sind nämlich nur verbleit. Aber die beiden Trinkbecher dort würde ich mitgehen lassen. Sie sind aus gediegenem Silber und innen vergolbt. Ich bürge Ihnen dafür.“

Der Bursche war immer weiter vor mir zurückgewichen. Nun stand er wie ein Pfahl an der Wand und schaute mit nicht mißzuverstehendem

Ausdruck bald nach dem Fenster, bald nach mir.

„Nichts da!“ sagte ich und schloß das Fenster. „Hinaus kommen Sie so ohne weiteres nicht wieder! Erst stehen Sie mir Rede und Antwort!“

Meinen anfänglichen Verdacht, daß ich es mit einem geriebenen Einbrecher zu thun haben könnte, hatte ich vorhin bereits aufgegeben. Vielleicht war er ein Stromer und Bagabund, der es wohl zum erstenmal versuchte, durch einen Einbruch sein Dasein angenehmer zu gestalten.

„Reden Sie,“ sagte ich und trat auf ihn zu.

Er mußte durch meine unerschütterliche Ruhe allmählich in immer größere Verwirrung gerathen sein, denn er beobachtete jede meiner Bewegungen mit ängstlicher Spannung und brach nun plötzlich auch sein Schweigen.

„Lassen Sie mich fort!“ preßte er zwischen den Zähnen hervor, „lassen Sie mich doch fort!“

„Zuerst beantworten Sie meine Fragen!“ erklärte ich nachdrücklich und fest und lehnte mich dann, äußerste Ruhe und Gleichgültigkeit heuchelnd, an das Büffel: „Zunächst, wie heißen Sie?“

Er nannte einen Namen, von dem mir nur der Vorname Georg in der Erinnerung geblieben ist.

„Woher kommen Sie?“ inquirirte ich weiter.

„Von Hamburg,“ erklärte er mit unsicherer Stimme.

„Seit wie lange sind Sie unterwegs?“

„Seit voriger Woche,“ gab er zur Antwort.

„Warum gingen Sie von Hamburg fort?“

Und nun kam denn endlich seine Geschichte aus ihm heraus.

Er hatte am Hamburger Hafen gearbeitet, war bei dem letzten Strite mittellos geworden und von Hamburg in der Hoffnung weggegangen, irgendwo auf dem Lande von einem Bauern bei den Erntearbeiten beschäftigt zu werden hatte aber der schlechten Witterung wegen nirgends eine Beschäftigung gefunden.

Ob er in Hamburg beheimathet sei, fragte ich.

Das sei er nicht. Er stamme aus Thüringen. Im Herbst des vorigen Jahres sei er nach Amerika ausgewandert, habe eine Zeitlang sich drüben durchgeschlagen und endlich als Kohlenzieher auf einem Dampfer im Frühjahr die Heimreise angetreten.

Alles, was er erzählte, machte einen durchaus ehrlichen und unzweifelhaften Eindruck.

Er mußte hart durchgekommen sein, das war sicher.

„Nun aber, wie kamen Sie dazu, gerade hier einzubrechen?“

Er habe am Nachmittag bei dem Verwalter um Arbeit angefragt, aber der habe ihn wieder fortgeschickt. Dabei habe er sich das Haus angesehen und sei auf den Gedanken gekommen, in der nächsten Nacht hier einzubrechen.

„Ist das Ihr erster Einbruch, den Sie verüben?“

Er bejahte lebhaft. „Ganz gewiß, Herr!“

Ich fragte ihn, ob er allein auf der Waise sei?

Er nickte.

In diesem Augenblicke hörte ich draußen auf dem Flur eine Thür gehen.

Das mußte Hermann sein.

Ich trat an die Thür, die richtig von Innen verriegelt war, wie ich vorhin vermuthet hatte, öffnete sie und rief: „Hermann!“

Hermann kam, bleich und erstarrt.

„Herr Baron?“ flötete er und trat in die Thüröffnung.

„Es ist jemand hier, der dich zu sprechen wünscht,“ sagte ich kurz und ließ ihn eintreten.

„Der junge Mann hier ist gekommen, um sich unserer Silberfachen anzusehen, und möchte sich nun bei dir bedanken, daß du die Freundlichkeit hattest, während seines Besuchs abzuweilen zu sein!“

Ich mußte lächeln, wenn ich sagen wollte, daß Hermanns Gesicht noch meinen Worten einen schlauneren Ausdruck angenommen gehabt hätte.

„Verzeihen Sie, Herr Baron, ich — war nur —“

„Auf Besuch, Hermann. Ich weiß Weisheit... wir wollen keine Worte weiter darüber verlieren. Gehe jetzt in meine Kammer hinüber und hole meinen grauen Sommeranzug aus dem Kleiderschrank.“

„Herr Baron wollen?“

„Thue, was ich dir gesagt habe,“ unterbrach ich ihn —

Hermann kam mit dem Anzug zurück.

Der Dieb sah mich mit den Augen an, die zu sprechen schienen: Nun begann der Transport zum nächsten Gefängniß!

Burschen Gelegenheit zum Umkleiden zu geben, für einige Augenblicke auf den Flur. Der Beginn draußen wieder mit seinen Entschuldigungen... Ich war in einer zu aufgeräumten Stimmung, um ihm im Ernst böse zu sein, und ließ ihn reden, innerlich belustigt über seine Hilflosigkeit.

Nach einigen Minuten öffnete ich wieder die Thür, um nach meinem Dieb zu sehen.

Aber — denken Sie sich mein Erstaunen: das Zimmer war leer, das Fenster offen, und der graue Anzug hing unberührt auf der Stuhllehne.

Auf dem Tisch aber fand ich ein mit Blei vollgetriggertes Stück Papier, auf dem etwa diese Worte standen:

„Baron, Sie sind ein Narr! Glauben Sie kein Wort von dem, was ich Ihnen vorhin erzählt habe. Wenn ich nicht angenommen habe, daß Sie einen geladenen Revolver bei sich tragen, als Sie mir vorhin so unermüdet entgegenkamen, hätte ich den Teufel geholt, auf Ihre langweiligen Fragen zu antworten. Da Sie aber ein Menschenfreund zu sein scheinen, nehmen Sie es wohl nicht übel, wenn ich den Siegelring, den ich, ehe Sie kamen, im Geheimen Ihres Büffels fand, zum Andenken mitgenommen habe...“

Henry. Wie ich später erfuhr, war das der Spitzname eines der gefährlichsten Einbrecher, die je die Umgegend von Hamburg unsicher gemacht haben, und der erst am Tage vorher aus dem Zuchthaus entsprungen war. Das späteste bei der Sache war aber, daß ich bis dahin von dem Geheimfahndung des alten Büffels auch nicht die geringste Ahnung hatte. Als ich es nach langem Suchen endlich entdeckt hatte, fand ich noch einige veraltete Papiere darin, die dem vorigen Besitzer Lindenhöhs gehört haben müssen...

Ein König als Landplage.

Es ist ziemlich allgemein in Europa bekannt, daß der gegenwärtige König von Italien ein besonderer Freund des Automobilsports im allgemeinen und des schnellenfahrens im besonderen ist. So kaufte er denn auch eines Tages wieder einmal, wie die Monatschrift „The Worlds Wort“ erzählt, auf dem Lande auf glatter Straße mit viel mehr als erlaubter Schnelligkeit dahinter und hätte um ein Haar, als er eine Ecke bog, mit einem anderen Automobilsportler in schrecklichen Zusammenstoß gehabt, wenn der Letztere des letzteren nicht Gewandtheit und Kaltblütigkeit genug besessen hätte, im letzten Augenblicke zu bremsen. Die beiden Wagen streiften einander hart ohne ernstlichen Schaden und hielten beide zu gleicher Zeit. Das erste, was der König hörte, war ein derber englischer Fluch. „Mich soll der Teufel holen“, fuhr der jorische Anselmische fort, „wenn ich einem solchen Durchzügler wie Sie das fahren erlauben würde. Sie sollten von Rechts wegen gehängt und gewürdigt werden!“ Vor meinem eigenen Palaste wohlt“, war der König ein „Einerlei, wo“, polterte der andere weiter, „so lange es nur geschieht. Sie sind eine allgemeine Landplage (a public nuisance), und damit sollte sich der ergrimmte Sportsmann auf seinem Sitz zurecht und sich überrollen von dannen, ehe König Viktor Emanuel nur ein Wort weiter vorköringen konnte. Einige Zeit darauf wurde ein Herr aus Massachusetts in Quirinal zur Audienz angemeldet und zugelassen, und als er vor dem König erschien, erkannten sich die beiden Automobilsportler, die kurz zuvor eine so scharfe Unterhaltung geführt hatten. Der Amerikaner erklärte später, er habe sich im ersten Augenblicke ganz schwach gefühlt, allein der König löste im Augenblicke die Spannung. Er lachte und fragte: „Sind alle amerikanischen Automobilsportler so arge Tugendbolde wie Sie?“

Heldenmuth eines deutschen Matrosen.

Neben die wackeren That eines Siegeländers kommen Meldungen aus Buenos Aires. Ein englischer Dampfer war in der Höhe von Pernambuco in schweren Sturm gerathen, und eine ungeheure Sturzwellen rief die 15jährige Tochter des Kapitäns über Bord in die tosende See. Die ausgelegte Rettungsboote wurde vom Sturm zertrümmert. Da sprang der Obermatrose Kehler aus Niederschleiden ins Meer. Er erreichte das Land nach übermenschlicher Anstrengung und hielt es solange über Wasser, bis Rettung gebracht werden konnte. Kehler wurde ins Hospital geschafft, von wo er, nach langer schwerer Krankheit nunmehr genesen, in seine Heimath zurückbefördert werden wird, nachdem ihm der englische Generalkonsul das Ehrenzeichen der Seelente für Rettung aus Lebensgefahr überreicht, und er außerdem von der Familie des Kapitäns reich beschenkt worden ist.

Malice.

Malice Kofette: „Sie mögen mir's glauben oder nicht, zu meinen Füßen hat ein König gelegen!“

Herr: „Der war Ihnen wohl beim Kartenspiel hinuntergefallen.“

Unaugenehm.

A.: „Warum schimpfst Du denn so über den Schnee?“

Bettler: „Weil jeder, den i' anbehl', sagt, ich soll Schnee schaukeln!“

Die Schlacht an der Marne.

Vom Bahnhof von Champagny aus gehen wir durch stille Vorstadtstraßen, wo Willen aus Gärten hervorleuchten, über die Marnebrücke zum eigentlichen Ort hinauf der auf der Höhe liegt. Unten in der Tiefe fließt der grüne Fluß von bewaldeten Inseln unterbrochen; die Abhänge vor uns sind bedeckt mit Willen, mit Gärten und Landhäusern. Ruderboote liegen unter den Zweigen der hohen Ulmen, und die Kneipen für die ländlichen Ausflügler, in denen die berühmte „Mastelotte“ angeboten wird, haben Veranden, um die Flusslandschaft und das Thal zu übersehen. Das alles ist so hübsch, so malerisch, daß man unwillkürlich einen Vergleich mit einer der kleinen italienischen Landschaften in den Apenninen sucht. Das ist Champagny, das Bild der typischen Marne-Landschaft, und die Stätte der blutigen Schlacht vor Paris.

Die Marne-Landschaft, unmittelbar vor den östlichen Thoren von Paris gelegen, ist etwas sehr Eigenartiges. Man überfliegt sie am besten von der hohen Warte aus am Rande des Vincennes-Geländes, die das Plateau von Gravelle heißt. Da liegt unter der Fluß mit bewaldeten Inseln, weiter willendebende Höhen in steter Abwechslung mit Geländen, die Neigung zu Hochflächen überwiegt. Die Landschaft hat nicht den prachtvollen Stil des Seinehals im Westen von Paris, wo die Natur mit dem weiten Flußthal und den großen Höhenlinien sich den Königsanlagen anzupassen schien, die die Schlösser von St. Germain, Versailles und St. Cloud schufen. An der Marne ist das Thal enger, die Gelänge sind unwüthiger, und die vielen kleinen Städtchen, die alle ziemlich sauber sind, tragen sich nicht mit Königsgerinnungen. Es ist, als ob die Marne sagte: „Ich kann mich vielleicht nicht immer neben meiner großen Schwester, der Seine, sehen lassen, aber, ein! Das schönste Mädchen der Welt kann nicht mehr geben, als es hat!“

Und die Marne ist lapidarös wie eine richtige Pariserin. Was macht sie für Biegungen! Wir stehen in Champagny auf dem nördlichen Stück der berühmten „Marne-Schiefe“, die zwischen Joinville-le-Pont und Creteil den Fluß einen weit ausladenden Bogen nach Südosten machen läßt, und zu deren fortifikatorischer Schließung auf der Pariser Seite jenes Plateau von Gravelle mit seiner Reboute bestimmt ist. Von da aus, von Vincennes aus, geschah auch der Angriff in jener Nordschlacht am 30. November 1870, als die Winternebel über der Hochfläche lagen, und die Stürme schon den Bäumen im Marnehal ihr letztes Blatt abgerissen hatten.

Champagny ist eben wie das nahe Bry nicht arm an Erinnerungen aus dem großen Kriege. Das sieht man, wenn man die hochgelegenen Straßen hinanzieht. An einigen Häusern sind Kugelspuren, und bestimmte Stellen, wo sich die Tradition von besonders hartnäckigen Kämpfen bewahrt hat, führen die Bezeichnungen „Coins historiques“. Champagny veranfaßt in dem Bewußtsein, daß es ein historischer Ort geworden ist, regelmäßig Ende November oder Anfang Dezember Gedenkfeste und Anzüge um die Denkmäler. Der große Patriot Desroulede hielt noch kürzlich bei dieser Gelegenheit eine volltönende Rede, in der er von der Erneuerung Frankreichs und den Verleugerten Deutschlands sprach. Einbrudsvoller war die Feier, die einmal vor einigen Jahren hier stattfand und bei der deutsche und französische Offiziere gemeinsam ihrer Todten gedachten und die Gräber schmückten, in denen die Kämpfer beider Heere ihre Ruhe gefunden hatten.

Das Schlachten-denkmal von Champagny liegt auf der Anhöhe rechts vom Orte. Da erhebt sich eine mächtige Steinterrasse mit Kramp, von der aus man eine hübsche Uebersicht über das Marnehal und die Höhen hat. Vier Kanonen stehen auf dieser Terrasse und umgeben einen großen Obelisk, der die Inschrift trägt: „Champagny, 30. November 1870. Defenfe nationale“. Unterhalb des Obeliskens kündet eine Tafel von schwarzem Marmor, daß dies Denkmal vom Staat den Vertheidigern von Paris errichtet worden sei. Das Denkmal trägt ein schlichtes Bauswerk zur Schau, das gerade in dem Rahmen der Landschaft zur Geltung kommt.

Die Schlacht von Champagny war der große Ausfall der Pariser Garnison, um den eisernen Ring des deutschen Heeres zu sprengen — ein Ausfall mit 150,000 Mann und Hunderten von Geschützen, begleitet von dem Donner sämtlicher Forts an der Ost- und Südfleite. Ein Gigantentampf, wie ihn die Mauern von Paris noch nicht gesehen hatten! Ducrot selbst, der Oberkommandant, führte den Ausfall in Person, Trochu, der Gouverneur, überwandte vom Fort von Vincennes aus das Ganze. Sie hatten die Marne-Schiefe zum Schauplatz des Ausfalls gewählt. Warum? Weil man nach unbestimmten Nachrichten des in Tours weilenden Gambetta die Loire-Armee im Südosten der Hauptstadt vermuthen mußte, und weil gerade diese Stellung — die von Champagny und Bry — von Württembergern besetzt war. Aber dabei sollte es sich zeigen, daß die französische Psychologie stark irrte und daß die wackeren Schwaben ihren Mann ebenso gut stellen wie die Norddeutschen. Gatten sich die Franzosen schon darin geirrt, so erwies sich auch die Marne als eine sehr wenig

zuverlässige Verbündete, die nicht zum geringsten Theil daran schuld war, daß der Ausfall schließlich mißlang. Nach umfassenden Vorbereitungen, nachdem sieben Brücken über den Fluß geschlagen waren, nachdem der Mont Avron im Norden, der das Gelände beherrschte, mit starken Schanzen bedeckt war, ging es am Morgen des 30. Novembers los. Da quoll's in immer neuen, unabsehbaren Massen aus dem Gehölz von Vincennes hervor, um 6 Uhr in aller Frühe und Dunkelheit, und von Joinville, von Nogent, von Bry, von allen Uebergangspunkten stürzten sich die französischen Massen auf die deutschen Positionen bei Champagny und Villiers am anderen Ufer des Flußes. Zugleich begann eine erböhte Kanonade von allen Forts. Im Süden von Paris machte man einen Scheinansatz auf l'Hay gegen die Stellungen des Schlesienskorps, um über die wahren Angriffsziele zu täuschen. Die Württembergern und Sachsen, die an der Marne standen, wurden überrascht und beider Minderzahl, in der sie dem Feinde gegenüber waren, zunächst überannt. Bis gegen Mittag hatten sich die Korps Ducrots, die Anhöhen erklimmend, Brys und Champagnys bemächtigt; dann begannen sich der Widerstand der Deutschen zu concentriren, und vor dem Park und Schloß von Coeuilly mochte ein erbitterter Kampf hin und her, bei dem Württembergern und Sachsen standhielten wie Helden. Der kritische Moment des Kampfes war um die Mittagsstunde, als die weit vorgeführten Franzosen den General Gren erwarteten, der mit Verstärkungen über die Marne gehen und die Deutschen von Norden her umfassen sollte, aber wegen Schwierigkeiten beim Brückenbau infolge des angeschwollenen Flußes sich um einige Stunden verspätete. Ein erbitterter Artilleriekampf, bei dem die Franzosen nach und nach vierhundert Geschütze ins Feuer brachten und der Granatenhagel der Forts unaufhörlich die weiße Kalkmaße der Hochebene durchfurchte, begleitete die Schlacht. Der Lärm war so unerhört, daß man sich nur verflüchtigen konnte, wenn man sich ganz nahe stand und ins Ohr schrie, daß die Leute, die bei Gravelle und Sedan gefochten hatten, gestanden, dort nie etwas Ähnliches vernommen zu haben. Mit der einbrechenden Dunkelheit brach der Kampf ab; beide Theile bekaupeten ihre Stellungen.

Am folgenden Tage, dem 1. Dezember, war Waffenruhe. Aber am Morgen des 2. Dezembers begann die Schlacht von neuem, nur hatten die Deutschen diesmal Verstärkungen von allen Seiten herangezogen. Der Kampf mochte um den Besitz von Bry und Champagny auf der ganzen Hochfläche, besonders heftig bei den Krampfen zwischen beiden Orten, die sich als natürliche Stützpunkte für Verteidigung und Angriff ergaben. Es waren Pommeren, Württembergern und Sachsen, die diesmal, durch vermehrte Artillerie unterstützt, von Coeuilly und Villiers aus immer wieder gegen die französischen Stellungen voranzogen und den Feind schließlich an den Rand der Hochebene zurückdrängten. Die Schlacht kam am Abend des 2. zum Stehen. Am Morgen des 3. entschloß sich Ducrot über die Marne zurückzugehen. Es war aus. Er hatte die Hoffnung auf ein Gelingen des Durchbruchs aufgegeben. Die Pariser Armee bivaltirte am 4. Dezember wieder im Gehölz von Vincennes. Ducrot hatte sein letztes Wort, das in einer Proklamation an die Pariser stand: „Nur todt oder siegreich werde ich zurückkehren!“ nicht verwirklichen können. Und sein letzter Trost war vielleicht, daß der Chef des Generalstabes — der den unglücklichen Namen Schmitz führte! — in seinem militärischen Rapport über die Schlacht sagte: „Zum ersten Male in diesem Kriege haben die Deutschen eine Armee, die sie angegriffen hatten, ohne Belästigung über einen großen Fluß gehen lassen.“ Eine letzte bescheidene, militärische Genußnahme. Paris hatte diese Tage wie im Fieber verlebt. Man rechnete ganz fest auf ein Gelingen des Ausfalls. Die Enttäuschung war nachher groß, als die Berichte vom 4. den Rückzug nach Vincennes meldeten. Es war noch mehr; es war die Erkenntniß in dem nachdenklichen Theil der Bevölkerung, daß die Durchkreuzung nie gelingen würden. Die Militärs mußten das schon lange. Aber sie sagten es nicht.

Gedankensplitter.

Das Schulobed des Lebens heißt Zeit und Gesundheit.

Es spielen sich eher zehn arm, als einer reich.

Wenn Niemand bescheiden bleibt, nicht beim Lob, sondern beim Tadel, so ist er's.

Keine Frau ist so großmüthig, daß sie einem Manne, den sie liebt, zu verzeihen möchte, wenn er sich kleiner zeigt als sie.

Ein glattes Gesicht.

„Ich wünsche moderne Hüte zu sehen,“ sagt Frau von Eitelberg, eine Dame von ungefähr 40 Jahren.

„Für Sie selbst?“ fragt der Verkäufer.

„Nein, bringen Sie aus dem Schaufenster die drei neuen Hüte für Damen von 18 bis 25 Jahren!“

Die Hüte wurden natürlich alle drei gekauft.

Schlagfertig.



„Fräulein, mit Ihren Augen sind Sie die reinsten Funken-Telegraphistin.“

„Ja, aber leider ohne Draht!“

Auch wahr.

Gatte (mit seiner Gattin gerade auf der Station anlangend, als der Zug abfährt): „Wenn Du Dir nun nicht so lange Zeit zum Anziehen gelassen hättest, wären wir mit dem Zuge mitgekommen!“

Gattin: „Und wenn Du mich nicht so zur Eile getrieben hättest, bräuchten wir auf den nächsten Zug nicht so furchtbar lange zu warten!“

Barie Andeutung.

Chef, bei schlechter Laune, mit einem seiner Angestellten in Wortwechsel gerathend: „Müller, ich finde Ihre Bücher wieder nicht in Ordnung!“ Sagen Sie mir, wo haben Sie immer Ihre Gedanken?“

Müller: „Herr Prinzipal, wenn Sie mich zum Bilanzableiter Ihrer schlechten Laune benutzen wollen, so müssen Sie mich besser vergolden!“

Schlau.

Mutter (leise zum Schuster, welcher ihrem siebenjährigen Sohne ein Paar Schuhe anmessen soll): „Machen Sie sie nur hübsch eng... er läuft mit zuviel den Mädchen nach!“

Schlagfertig.

Bei Ihrer Werbung um die Hand meiner Tochter, Herr Baron, quält mich der Gedanke, daß Sie nur von Ihren Schulden durch die Frau frei werden wollen.“

„Aber, Herr Kommerzientath, dafür machte ich Ihre Tochter doch auch zur Freisrau!“

Verheirathet.

„Hörst Du schon davon, daß unser früherer Freund Duckdich verheirathet ist?“

„Ja; die Nachbarn hören's sogar alle Tage!“

Degeneration.

„Wer waren denn die drei Herren, mit denen Sie eben sprachen?“

„Der mit dem schwarzen Haar war der alte Wapier, der mit dem grauen Haar sein Sohn, und der mit der Blage sein Enkel.“

Widerlegt.

Herr (zum Vermittler): Ich möchte schon die Dame, die Sie mir da vorschlugen, nehmen, ... aber sie soll Haare auf den Zähnen haben?“

Vermittler: Unfinn! ... Sie hat ja gar keine Zähne mehr!

Die „Masse“ muß es bringen.

Kaufmann (der durch sieben glückliche Konturse ein reicher Mann geworden ist): „Ja, ja, die Masse muß es bringen, vornehmlich die Kontursmasse!“

Eine Ausnahme.

A.: „Ich habe bisher immer geglaubt, Medien ist wohlfeil, aber jetzt bin ich nicht mehr der Ansicht.“

B.: „Warum denn nicht?“

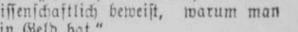
A.: „Mein Rechtsanwält hat mir seine Rechnung geschickt.“

Definition.

A.: „Was ist denn das eigentlich, ein Rationalökonom?“

B.: „Das ist ein Mann, der einem wissenschaftlich beweist, warum man kein Geld hat.“

Erkannt.



„Was hast du denn da für eine Farbe an der Stirn.“

„Hier? Das ist nur ein Muttermal!“

„Na, wird wohl ein Schwiegermuttermal sein!“



„Marie, bringen Sie aus dem Schaufenster die drei neuen Hüte für Damen von 18 bis 25 Jahren!“

Die Hüte wurden natürlich alle drei gekauft.